

Josef Neuner SJ

Der Weltkatechismus

Erwartungen der Dritten Welt

In der außerordentlichen Synode der Bischöfe 1985 wurde der Wunsch nach einem Katechismus, einem Kompendium christlicher Lehre, geäußert. Es sollte gleichsam „Beziehungspunkt sein für die Katechismen, die in verschiedenen Ländern erarbeitet werden“. Papst Johannes Paul II. hat sich den Vorschlag zu eigen gemacht und im Juli 1986 eine bischöfliche Kommission mit Vertretung der verschiedenen Kontinente eingesetzt. Sie sollte in Zusammenarbeit mit den entsprechenden Kongregationen der Kurie, unter dem Vorsitz der Kongregation für die Glaubenslehre, einen Text vorbereiten.

Die Kommission legte zunächst Richtlinien für ihre Arbeit fest. Das Werk soll „eine organische, synthetische Darbietung, so knapp und vollständig wie möglich, der wesentlichen, grundlegenden Elemente der katholischen Glaubens- und Sittenlehre enthalten, im Licht des Zweiten Vatikanischen Konzils und im Zusammenhang der vorausliegenden Tradition. Sie soll ausgiebig die Quellen der Schrift, der Väter, der Liturgie und des Lehramts benutzen.“ Das Werk ist für die Gremien gedacht, die für die Erarbeitung und Approbation diözesaner und nationaler Katechismen verantwortlich sind.

Nach verschiedenen Arbeitsphasen wurde 1989 der bis dahin erarbeitete Text, „The Revised Draft“, an alle Bischöfe der Welt geschickt, um ihre Ansichten und Vorschläge für die endgültige Redaktion zu hören. Der Text existiert in drei offiziellen Sprachen: Englisch, Französisch und Spanisch. In aller Welt wird dieser Text jetzt studiert und von überall kommen die Vorschläge nach Rom. Es gibt schon eine Menge kritischer Äußerungen über die Gesamtorientierung des Textes, über die Benützung der Quellen und viele Einzelheiten, und man kann nur hoffen, daß die Vorschläge in einem endgültigen Text fruchtbar werden.

Es ist nicht die Absicht dieses Beitrags, den Text von über 400 Seiten kritisch zu analysieren. Aber es soll etwas gesagt werden von den Erwartungen, mit denen man in Indien – und wohl auch in anderen Ländern der Dritten Welt – einem solchen Text entgegenschaut. Denn dieser Text soll doch für die Glaubensverkündigung in den nächsten Generationen maßgebend sein.

Die indische Welt hat sich in den letzten Jahrzehnten zutiefst gewandelt. Wir werden uns bewußt, daß die Perspektiven unserer Glaubensverkündigung neu durchdacht werden müssen. Dazu hat das Konzil entscheidende Impulse gege-

ben, die sich im Leben der Kirche auswirken müssen. Von einigen dieser Perspektiven soll hier die Rede sein. Sie sind im vorliegenden Text des Katechismus nicht genügend enthalten und sollten doch in seiner endgültigen Fassung klar zum Ausdruck kommen.

Christen in Indien leben in einer Atmosphäre des religiösen Pluralismus. Sie sind weniger als drei Prozent der Bevölkerung, davon sind fast die Hälfte Protestanten oder Anhänger verschiedener Sekten. Das wußten wir natürlich schon lange, aber in den Jahren seit der indischen Unabhängigkeit ist es uns neu und intensiv bewußt geworden. Früher nahm es jeder Katholik als selbstverständlich an, daß die katholische Kirche die einzig wahre Religion ist. Nie hat ein Christ einen Tempel betreten; die Gemeinden führten ihr soziales Eigenleben. Überall sind heute die schützenden Abgrenzungen aufgebrochen, nicht nur durch den sozialen Mischungsprozeß des modernen Lebens, sondern auch im Verhältnis zu den anderen Religionen. Hinduismus ist sich der Schätze seiner religiösen und philosophischen Traditionen neu bewußt geworden, östliche Spiritualität wird weltweit gesucht. Längst haben wir auch als Christen gelernt, daß Anhänger anderer Religionen nicht vom Heil ausgeschlossen sind. Religiöse Toleranz ist eine dringende Notwendigkeit, ohne die es in unserer Welt – und besonders in Indien – kein friedliches Zusammenleben geben kann. All das ist eigentlich selbstverständlich, ist aber theologisch noch keineswegs voll verarbeitet. Wie soll es sich im praktischen Leben auswirken? Glaubensbildung muß in dieser Situation die rechte Orientierung geben.

Dialog mit den Religionen

Das Konzil war sich bewußt, daß sich die Kirche, daß sich unser Glaubensbewußtsein in einer gewandelten Weltsituation neu orientieren muß. In der Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen „*Nostra Aetate*“ (NA) hat es nicht nur praktische Richtlinien, sondern auch ihre theologische Grundlage gegeben. Dies konnte freilich nur in grundsätzlichen Perspektiven geschehen. So ist also die katechetische Verkündigung heute vor die Aufgabe gestellt, diese Grundsätze und Richtlinien in sinnvoller Weise zu vermitteln.

Das Konzilsdokument öffnet eine neue Perspektive gegenüber den Religionen der Menschheit: nicht mehr bloß apologetisch in der Begründung der Einzigartigkeit der christlichen Offenbarung, auch nicht bloß missionarisch mit dem Auftrag, das Evangelium aller Welt zu verkünden – all das ist keineswegs vergessen; aber die Kirche sieht sich eben in der heutigen Welt vor eine neue Aufgabe gestellt, „Einheit und Liebe unter den Menschen und damit auch unter den Völkern zu fördern“ (NA 1). Dabei handelt es sich keineswegs nur um eine pragmatische Anpassung an die moderne Welt, sondern um das Grundverständnis unse-

res Glaubens: Gott ist Liebe; die ganze Menschheit ist von Anfang an in diese Liebe eingeschlossen. Alle haben denselben Ursprung, dasselbe letzte Ziel, und „seine Vorsehung, die Bezeugung seiner Güte und seine Heilsratschlüsse erstrecken sich auf alle Menschen“ (NA 1).

Diese Glaubensperspektive des Heilsuniversalismus führt zu theologischen und praktischen Schlußfolgerungen, die wir in der nachkonziliaren Zeit bewältigen müssen: Die Kirche muß offen bleiben zum Walten Gottes in der gesamten Menschheit, und so „lehnt sie nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist“. Sie verlangt sogar von heutigen Christen, daß sie „jene geistlichen und sittlichen Güter und auch die sozial-kulturellen Werte, die sich bei ihnen finden, anerkennen, wahren und fördern.“ Gleichzeitig aber „verkündet sie und muß sie verkündigen Christus, der ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, in dem die Menschen die Fülle des religiösen Lebens finden, in dem Gott alles mit sich versöhnt hat“ (NA 2).

Das also ist die Polarität, die die Theologie zu bewältigen hat – davon kann hier nicht die Rede sein –, in der aber konkret das Glaubensbewußtsein einer jungen Generation in Indien heranwachsen muß. Beide Pole sind wesentlich: Wenn das christliche Glaubensbewußtsein in intellektuellem Relativismus oder in praktischer Indifferenz geschwächt wird, haben wir keine Botschaft mehr für Indien, für die heutige Welt; aber ebensowenig dürfen wir uns abschließen, dem Dialog ausweichen. In Isolierung verengen und verarmen wir.

Wie also sollen wir heute unseren Glauben verstehen und verkünden? Oft haben wir Religion zu sehr als die Suche des Menschen nach Gott verstanden. So tut es auch der Entwurf des Weltkatechismus mit dem Ergebnis: „Der Glaube Israels unterscheidet sich von anderen Religionen dadurch, daß er schon eine Antwort auf Gottes Offenbarung im ersten Bund ist.“ So ist von Anfang an der rechte Zugang zu diesen Religionen versperrt. Es ist schwer zu verstehen, wie ein solcher Satz nach dem Konzil geschrieben werden kann, und zwar als Norm für die Katechismen der ganzen Welt. Das Konzil hat anders gedacht. Jede Religion ist (bei all ihren Begrenzungen) Antwort auf Gottes Offenbarung.

Diese Offenbarung kommt in vielfacher Weise zu uns. In der Konstitution über die Offenbarung nennt das Konzil vier Wege: „Gott ... gibt den Menschen jederzeit in den geschaffenen Dingen Zeugnis von sich“ (DV 3, vgl. Röm 1, 19f.). Gott offenbart sich aber auch im Herzen der Menschen: „Da er aber den Weg übernatürlichen Heils eröffnen wollte, hat er darüber hinaus sich selbst schon am Anfang den Stammeltern kundgetan“ (ebd.). Gott hat sich auch im Wirken der Geschichte kundgetan, namentlich in der Geschichte Israels, und endlich hat er „zuletzt in diesen Tagen zu uns gesprochen im Sohn“ (DV 4, vgl. Hebr 1, 1f.). Keine dieser Offenbarungsweisen schließt die anderen aus, löst die vorausliegenden ab oder macht sie überflüssig. Jede für sich genommen und isoliert wird einseitig und verarmt. Das gilt auch von der Offenbarung in Jesus Christus.

Es wäre ein schwerer Verlust, wenn wir in unserer Glaubensunterweisung die vielen Wege, auf denen Gott uns begegnen will, ignorierten. Jesus hat sich nie isoliert. Er kam nicht als ein Fremder; er war mit seinem Volk, mit allen Menschen verbunden. Israel hatte doch immer aus Gottes Wort gelebt, aus seinem Sprechen nicht nur in der Geschichte, sondern in der Schöpfung und in der Erfahrung des Herzens. So weiß auch Jesus in wundersamer Weise von Gottes Geheimnis in unserer Welt zu sprechen, von seiner Sorge für das Geringste seiner Geschöpfe, und um wieviel mehr für seine Kinder! Jesus weiß auch, daß alle äußere Offenbarung fruchtlos ist, wenn nicht Gott unsere Herzen aufweckt: Niemand kommt zum Glauben an Jesus, wenn ihn nicht der Vater zieht (Joh 6, 4; Mt 16, 17). Jesus weiß sich auch in die Geschichte seines Volkes hineingebunden – er gibt ihr Sinn und Erfüllung. So deutet er selbst ihnen die Schrift und öffnet ihre Augen für Gottes Walten in seiner Sendung und auch in seinem Leiden. Wenn also Gott in seinem Sohn zu uns spricht, sagt er uns nicht etwas schlecht-hin Neues, sondern was er den Menschen von Anfang an mitteilte, ist in Jesus greifbar geworden. Wir sollen auch weiterhin unsere Augen offen halten: Er ermahnt die Jünger, aufmerksam auf die Zeichen der Zeit zu achten.

Der weite Rahmen des vielfältigen Sprechens Gottes in der Natur, im Herzen, in der Geschichte scheint wesentlich für eine lebendige Glaubensschule. In Indien sollte der Zusammenhang des Evangeliums mit den alten religiösen Traditionen eine große Hilfe sein, denn die Heilsbotschaft in Jesus Christus löscht Gottes Mitteilung in der Vergangenheit nicht aus. Dabei handelt es sich nicht nur um inhaltliche Erkenntnisse, die in der traditionellen Religion enthalten sind, sondern um die Fähigkeit, Gottes Gegenwart in der Schöpfung, seine Mitteilung im Herzen wahrzunehmen. Eben diese Fähigkeit, die göttliche Tiefendimension alles Geschaffenen zu erspüren, ist in indischen Religionen sehr entwickelt, während sie uns in der Technisierung des Lebens und im Pragmatismus des Wirtschaftsdenkens weithin abhanden gekommen ist.

Das religiöse Indien hat aus dem Bewußtsein gelebt, daß Gott alles Geschaffene durchwaltet, unfäßbar in Begriffen und Vorstellungen und eben deshalb so unendlich nahe. Ein altes Sanskrit-Gebet lautet: „Verzeihe, höchster Herr der Welt, drei Fehler, die ich in meiner Schwachheit begangen habe: Ich habe über dich meditiert, du Formloser, und dich mir in vielen Gestalten und Formen vorgestellt; ich habe dich gepriesen, Herr des Alls, und vergessen, daß du unaussprechlich bist; ich bin als Pilger zu heiligen Orten gewandert, o Herr, und habe nicht an deine Allgegenwart gedacht.“

Indiens religiöses Bewußtsein ist in die Landschaft gewoben und ins Herz geschrieben. Wälder waren dem Inder nicht nur Baumaterial und Feuerholz, sondern Haine, in denen Gott uns begegnet; auf allen Höhen stehen Tempel. Vor allem kommt Gottes Segen im Wasser zu uns. Alle Flüsse Indiens sind heilig, weil in ihnen Fülle und Fruchtbarkeit ins Land strömt. Die Schlucht, wo der Ganges

aus den Bergen in die indische Ebene durchbricht, heißt Hardwar, Gottes Tor. Ein Inder hat das tiefe Verlangen, daß am Ende seines Lebens seine Asche in den Ganges gestreut und ins Meer getragen wird. Das sind die Symbole, in denen er den Sinn seines Lebens sieht. Natürlich kann jedes Symbol zum Idol werden, Frömmigkeit wird zu Aberglauben; wir sollen helfen, das zu verhüten, aber wir dürfen nicht dieses kostbare Erbe verlorengehen lassen.

Bei Indiens Ureinwohnern ist diese Naturverbundenheit noch viel lebendiger. (Man mag bedenken, daß in Nordindien über 80 Prozent der Christen zu Stämmen der Ureinwohner gehören.) Das Denken und Fühlen dieser Stämme ist holistisch, eine Welt, in der Gott und Geister, Wälder und Flüsse, das Land und die Ernte eine Ganzheit bilden. Es gibt in diesen Stämmen eine Unmittelbarkeit zu Gott, um die wir sie beneiden möchten. Sie können die Stille seiner Gegenwart gleichsam einatmen. Das hat nichts mit Naturromantik zu tun, es ist einfach die urtümliche Erfahrung von Anfang an, daß Gott sich in der Schöpfung kundtut. Die Bewahrung dieses Bewußtseins ist auch ein äußerst wichtiger Beitrag zum Kampf gegen die ökologischen Verbrechen, die das Land, und besonders die Wälder dieser Stämme, bedrohen.

Eng verbunden mit Gottes Offenbarung in der Schöpfung ist seine Gegenwart im Herzen, in der „Höhle des Herzens“, wie indische Tradition sich ausdrückt, seine Gegenwart im Schweigen. Man begegnet dem überraschenden Reichtum des Schweigens noch in vielen Ashrams Indiens, wo man manches wiederfinden kann, was wir in der christlichen Tradition verkümmern lassen. Wir müßten es viel mehr pflegen. Man kann in Indien die Erfahrung machen, daß es etwa in einer Schule viel leichter ist, mit der Jugend aus Hindu-Familien zu beten und zu meditieren, als mit christlichen Kindern.

Diese kostbaren Traditionen müssen also in unserer Glaubensunterweisung gefördert werden. Ihr hoher Wert ist auch der westlichen Welt in den letzten Jahrzehnten immer mehr bewußt geworden. Freilich sind diese Traditionen oft mit Inhalten und Ideologien gefüllt, die in die Irre führen, besonders wenn sie popularisiert und kommerzialisiert werden. Es ist deshalb durchaus berechtigt, vor dem unkritischen Gebrauch östlicher Meditationsmethoden zu warnen. Aber die positiven Werte sollen nicht übersehen werden. Ihr Beitrag besteht nicht sosehr in begrifflichen Erkenntnissen als in der Fähigkeit zu sehen, die göttliche Tiefendimension der Schöpfung zu erfassen, und zu hören in der Stille, im Schweigen. Solche Fähigkeiten konnten sich in den östlichen Religionen entwickeln, weil sie eben die kollektive Antwort auf Gottes Sprechen in der Schöpfung und in der menschlichen Tiefenerfahrung sind. Man kann auch immer wieder beobachten, wie wahrhaft gläubige Christen, die sich in solche Meditationsformen einführen lassen, eine unerwartete Vertiefung und Bereicherung ihres Glaubens finden. Die Glaubens- und Kirchenmüdigkeit vieler Christen kommt wohl daher, daß wir traditionelles Christentum zu sehr zu einem intellektuellen

und ethischen System werden ließen und die Tiefe innerer Wahrnehmung, die doch im Neuen Testament so wichtig ist, vernachlässigt haben.

Geistliche Sendung – Soziales Engagement

Glaubensunterweisung muß weiter auf die Ereignisse und Probleme unserer Welt bezogen sein; sie soll helfen, die Situationen, die Bewegungen in unserer Zeit und im eigenen Leben im Licht des Evangeliums zu sehen und im Geist Jesu Orientierung zu finden. Jesus hat nie abstrakte Dogmen gelehrt, sondern die Gottesherrschaft in seinem Volk, in unserer Welt verkündet. Immer fühlten sich die Hörer von seinem Wort aufgerufen, betroffen, herausgefordert, vielleicht verwirrt. Seine Lehre hat mit ihrem Leben zu tun. So war es stets in der prophetischen Tradition Israels gewesen. Auch in Indien war von alters her jede religiöse Bewegung, selbst jede philosophische Schule auf das Leben bezogen, eine Wegweisung zu „Moksha“, zur Erlösung aus dem Kreislauf von Geburt, Tod und Wiedergeburt, zum vollendeten Sein (wie immer es konkret verstanden wurde). So muß auch unsere Glaubensunterweisung im Dienst des Lebens und der Welt stehen. Sie soll helfen, den wahren Sinn unseres Lebens zu finden. Das ist die zweite Erwartung dem Weltkatechismus gegenüber.

Diese Erwartung steht nicht im Widerspruch zur erklärten Absicht der Kommission, einen Text zu erstellen, der organisch, synthetisch und vollständig ist, wenn man nur diese Begriffe von ihrer rein logischen Enge befreit, als ob es sich nur um ein System der Orthodoxie handle. Organisch ist die Darstellung des Glaubensguts nicht nur durch die logische Kohärenz der Lehre, sondern durch ein umfassendes Verstehen des Glaubens, der Lehre und Leben umfaßt. Vollständig ist eine Darstellung des Glaubens nicht, wenn sie alles zusammenträgt, was sich an Erkenntnissen im Lauf der Jahrhunderte angesammelt hat – das ist völlig unmöglich –, sondern wenn kein entscheidendes Element ausgelassen oder abgewertet wird. Spannungen in der Glaubenslehre, und vor allem im christlichen Leben, müssen so dargestellt werden, daß beide Pole in ihrer ganzen Bedeutung anerkannt und verkündet werden.

Eine solche Spannung besteht heute in Indien – und wohl auch anderswo – zwischen innerkirchlicher Spiritualität und sozialem Engagement. Es gibt eine Spiritualität, die um das ewige Heil der Menschen besorgt ist, aber die irdischen Dinge vernachlässigt; die Gottesdienst feiert, aber sich aus den sozialen Problemen und den Ungerechtigkeiten der Wirtschaft und Politik heraushält. Es gibt die umgekehrte Richtung, die sich sozial engagiert, auch mit großen Opfern, aber die spirituelle Dimension unseres Menschseins und der christlichen Botschaft vernachlässigt. Die Polarisierung hat sich nach dem Konzil verschärft.

Papst Paul VI. hat sich schon zehn Jahre nach dem Konzil in dem Apostoli-

schen Schreiben „*Evangelii Nuntiandi*“ um das Problem bemüht, noch lange vor der Kontroverse um die Befreiungstheologie. Einerseits erwartet er unmißverständlich das Engagement der Kirche für die Befreiung von Millionen. In der Synode über Evangelisierung (1974) hatten Bischöfe von allen Kontinenten, besonders aus der Dritten Welt, von den Millionen Christen gesprochen, die von Hunger, Krankheit, Analphabetismus, Armut und internationaler Ungerechtigkeit erdrückt werden: „Die Kirche hat die Pflicht, die Befreiung von Millionen Menschen zu verkünden, die Pflicht zu helfen, daß diese Befreiung Wirklichkeit wird, für sie Zeugnis zu geben und mitzuwirken, daß sie ganzheitlich erfolgt. Dies steht durchaus im Einklang mit der Evangelisierung“ (30). Zugleich aber warnt Paul VI. vor der Versuchung, die Sendung der Kirche „auf die Dimensionen eines rein diesseitigen Programms zu beschränken: ihre Ziele auf eine anthropozentrische Betrachtungsweise; das Heil... auf einen materiellen Wohlstand, ihre Tätigkeit... auf Initiativen im politischen und sozialen Bereich“ (32).

Die Synthese dieser beiden Anliegen, des sozialen Engagements und der spirituellen Sendung der Kirche, ist ein Hauptanliegen der Kirche in Entwicklungsländern – man spürt nicht viel davon im Entwurf des Weltkatechismus. Jesus selbst hat die Richtung gewiesen, wenn er seine Botschaft unter dem Schlüsselwort „*Gottesherrschaft*“ verkündet, also nicht als individuelle Spiritualität, sondern als die in Gott erneuerte Gesellschaft. Er will nicht, daß wir in Erwartung des verheißenen Reiches unsere irdische Verantwortung vernachlässigen. *Gottesherrschaft* bedeutet für Jesus einen wirklichen Wandel unserer Gesellschaft, echte Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern ohne Unterdrückung und Ausbeutung. Keinen Titel von Überlegenheit läßt er gelten, politisch, sozial oder religiös. Deshalb fühlten sich alle in ihren Machtpositionen bedroht. Ebenso wenig aber glaubt er an einen politischen Kurzschluß, an eine Revolution gegen die Fremdherrschaft. Unsere menschliche Gesellschaft muß sich von innen her wandeln durch die Kraft der Botschaft, durch die Bekehrung der Herzen, aus denen die neue Gemeinschaft wachsen soll. Es ist eine Revolution, die nicht töten kann, die aber auch in Niederlage und Tod an die Macht von Gottes Liebe glaubt.

Das also ist das Problem und die Versuchung der Kirche auch heute. Sie kann die Lösung sozialer Probleme durch Gewalt nicht annehmen, sie darf aber auch nicht dem Problem ausweichen und aus Angst vor den Mächtigen dieser Welt in eine Dichotomie flüchten: daß sie sich um die „geistlichen Dinge“ kümmere, während sich der Staat mit den sozialen und wirtschaftlichen Problemen abgeben müsse. Die Versuchung zu einer solchen Dichotomie, die völlig unbiblisch ist, bedrängt uns sehr: Wenn wir in Indien die soziale Arbeit unter den Kastenlosen und Ureinwohnern aufgeben und uns auf die Spendung der Sakramente beschränken, dann gibt es nicht mehr viele Probleme.

So muß man also den Text des Weltkatechismus sorgfältig auf die Dichotomie der spirituellen und sozialen Sphäre prüfen. Man ist mit Recht besorgt (um nur

ein Beispiel zu nennen), wenn die Geschichte des Alten Testaments als die religiöse Führung Israels dargestellt wird. Gott hat doch Israel zu seinem Volk gemacht nicht nur, daß es ihn im Tempel anbetete, sondern daß das ganze Leben des Volkes von ihm geprägt werde. Die Treue Israels Gott gegenüber wird nicht nur am Opferkult, sondern an der Politik seiner Herrscher geprüft, und die Botschaft der Propheten betrifft vor allem die Korruption und die soziale Ausbeutung des Volkes.

Noch viele andere Dinge müßten über den Zusammenklang von Lehre und Leben, vom Geist Jesu und seiner Verwirklichung in der irdischen Sphäre gesagt werden. Nur ein paar Stichworte seien genannt: Die Schöpfungslehre muß doch heute Fragen unserer Kultur und Gesellschaft im Licht der biblischen Offenbarung beleuchten; man kann diese Fragen nicht in die Sittenlehre abschieben. Im Zusammenhang des Schöpfungsauftrags müßte auch vom Sinn und von der Würde der menschlichen Arbeit die Rede sein und von ihrer Gefährdung, wenn der Mensch zum Produktionsfaktor degradiert wird. Wissenschaft und Technik wurden vom Konzil im Zusammenhang des göttlichen Schöpfungsplans gesehen. Das ökologische Problem ist zu einem zentralen Anliegen unserer Kultur geworden; es geht nicht bloß um praktische Maßnahmen, sondern um grundlegende Einstellungen. Die Stellung der Frau in Gesellschaft und Kirche ist mehr als eine Frage sozialer Gerechtigkeit; sie muß im Licht des Glaubens und auf dem Hintergrund geschichtlicher Entwicklungen gesehen werden. Man möchte, kurz gesagt, wünschen, daß es in einem modernen Katechismus keinen Abschnitt gibt, der nicht in den Zusammenhang des Lebens gestellt wird. Glaubenslehre ist nicht ein hohes Firmament, das sich über der Erde wölbt, ohne sie zu berühren; sie soll uns die Augen für die Tiefensicht der irdischen Realität öffnen.

Kirchliche Gemeinschaft

Noch eine dritte Erwartung dem Weltkatechismus gegenüber muß wenigstens erwähnt werden: das lebendige Verständnis der christlichen, kirchlichen Gemeinschaft. Es muß geweckt und praktisch eingeübt werden. Im Konzil war es eines der großen Anliegen. Die Probleme der Hierarchie konnte das Konzil erst aufgreifen, nachdem es zuerst vom Volk Gottes gehandelt hatte. Denn es war sich tief bewußt, daß alle Autorität in der Kirche nur „im Dienst der Brüder steht, damit alle, die zum Volk Gottes gehören und sich der wahren Würde des Christen erfreuen, in freier und geordneter Weise sich auf das nämliche Ziel hin ausstrecken und so zum Heil gelangen“ (LG 18).

Was das Konzil vom Volk Gottes, und im besonderen von den Laien, gesagt hat, ist nur zögernd verwirklicht worden. Allen ist noch in Erinnerung, mit welcher Dringlichkeit die Synode über die Laien (1987) von den Erwartungen und

auch Enttäuschungen weiter Kreise gesprochen hat. Die ganze christliche Gemeinschaft muß sich als Kirche fühlen, als Trägerin ihres Lebens und der Geistesgaben, als Hüterin des Glaubens, die für Jesu Botschaft verantwortlich ist, als lebendige Gemeinschaft, in der das Gottesreich greifbar wird.

Für Indien ist das Thema Gemeinschaft von besonderer Bedeutung. Immer war Religion eine gemeinschaftsbildende Macht, sehr zum Segen des Volkes, aber auch als schwerste Gefahr. In der Feier der Feste kommt eine Gemeinsamkeit zum Klingen, die im Alltag nicht spürbar ist, wenn die Häuser geschmückt sind und die Öllichter in den Fensternischen brennen. Aber Religion grenzt auch ab von anderen Religionen; oft werden religiöse Gefühle für politische Ziele manipuliert. Immer wieder wird Indien durch religiöse Gegensätze in seinem Wachstum gelähmt.

Nicht nur sind Hindus von Mohammedanern und Sikhs getrennt. Auch die soziale Stufung der Kasten und die Kastenlosigkeit werden religiös sanktioniert. Trotz aller Gesetze bleiben sie ein entscheidender wirtschaftlicher und politischer Faktor. In Indien also bedeutet Religion Gemeinschaft, bindend oder trennend. Das Kastenbewußtsein ist auch in die Kirche eingedrungen. Besonders in Südindien spaltet es oft christliche Gemeinden. Bei Bischofsernennungen spielt es eine große Rolle. In Nordindien ist das Kastenproblem weniger akut, um so ernster aber ist die Frage der Kastenlosen und der Ureinwohner, die trotz offizieller Zusicherung und gesetzlicher Begünstigungen am Rand der Gesellschaft bleiben und vielfach unterdrückt werden.

Ein weiteres Problem der Einheit Indiens besteht in der Vielfalt der Sprachen. Im kirchlichen Leben wurde es nach dem Konzil durch die Liturgiereform akut, weil nun die Eucharistie in allen indischen Sprachen gefeiert wird. Es gibt immer mehr heftige Spannungen und Parteiungen. In den Großstadtpfarreien müssen Gottesdienste oft in vier oder mehr Sprachen gefeiert werden.

Jesus hat den Anbruch der Gottesherrschaft verkündet, die umfassende Gemeinschaft aller Menschen über die Grenzen von Sprache und sozialem Stand hinaus. Gemeinschaft muß ein zentrales Anliegen der Glaubensbildung in Indien sein. Sie muß nicht nur gelehrt, sondern praktisch gelebt werden. In der Kirche selbst muß es Gemeinschaft geben, frei von Kastengeist, ethnischen Gegensätzen und sprachlichen Abgrenzungen. Nur so kann sie dafür Zeugnis geben, daß wahrer Gottesglaube, wahre Religion nicht trennt, sondern verbindet. Sie sollte gerade in Indien Sakrament, Zeichen und Werkzeug, nicht nur der Vereinigung mit Gott, sondern „für die Einheit der ganzen Menschheit“ werden (vgl. LG 1).

Die Verantwortung für diese Aufgabe der Kirche, zu verbinden und zu versöhnen, darf nicht auf den Klerus abgeschoben werden. Priester haben in Indien sehr hohes Ansehen, ihr Wort und Beispiel ist äußerst wichtig. Gerade deshalb sollen in der Glaubensbildung die Akzente auf die Laienverantwortung gesetzt werden, die das Konzil so stark betont hat. Es ist befremdend, daß im Weltkate-

chismus trotz eingehender Erklärungen der Kirchenkonstitution gerade das Kapitel über die Laien nicht behandelt wird.

Noch ein anderes Kapitel ist im Entwurf des Weltkatechismus ausgelassen: Das Thema Ordensleben. Es ist gerade in Missionskirchen wichtig. Das Konzil hat es in neuem Licht gesehen, nicht als Sonderorganisation, sondern als kirchliche Gemeinschaft, die in jungen Kirchen unersetzlich ist, „weil es durch die in der Kirche vollzogene innigere Weihe an Gott lichtvoll das innerste Wesen der christlichen Botschaft offenbart und darstellt“ (Missionsdekret 18).

Die Gemeinschaft des Gottesvolkes muß auch im Zusammenhang der Sakramentenlehre, besonders der Eucharistie, viel stärker betont werden. Es ist richtig, die Bedeutung des Amtspriestertums hervorzuheben, aber ein moderner Katechismus soll das traditionelle Bild einer klerikalen Kirche vermeiden. Die ganze Kirche feiert Eucharistie und ist um den Tisch des Herrn versammelt. Als Ganzes ist sie in Christi Opfer eingeschlossen und wird in ihm zum geheiligten Gottesvolk.

All das, und wohl manches andere, wird in der Dritten Welt von einem modernen Katechismus erwartet. Die Kommission hat es ja selbst in ihren Richtlinien formuliert: Er soll im Licht des Zweiten Vatikanischen Konzils verfaßt werden. Das Konzil hat Lehre und Leben neu verbunden und für die Botschaft Christi eine Sprache gefunden, die den Menschen von heute etwas bedeutet.

Ein Katechismusmodell für die ganze Welt müßte diese Aufgabe weiterführen. Dafür ist nun freilich die Schulsprache, in der das Dokument abgefaßt ist, wenig geeignet. Wohl mag sie beruhigend sein für manche, die um die Bewahrung der Orthodoxie besorgt sind. Denn hier findet man nochmals die Sprache, wie sie in den Seminarien und Fakultäten in früheren Jahrzehnten gebraucht wurde. Aber eben diese Sprache wird heute von vielen nicht mehr verstanden. Für junge Kirchen hindert sie auch die Entwicklung der Theologie, wie sie im Konzil vorgesehen wurde. Denn die Kirche sollte doch endlich auch in anderen Kulturen von Asien und Afrika Gestalt gewinnen und „aus Brauchtum und Tradition ihrer Völker, aus Weisheit und Wissen, aus Kunststil und Fertigkeit alles entlehnen, was beitragen kann, die Ehre des Schöpfers zu preisen, die Gnade des Erlösers zu verherrlichen, das Christenleben recht zu gestalten“. Um diesem Ziel näherzukommen, „muß in jedem sozio-kulturellen Großraum die theologische Besinnung angespornt werden“ (Missionsdekret 22). Das Konzil wollte also gerade nicht, daß traditionelle Formeln und Denkmodelle einfach weitergereicht werden, sondern daß die Glaubensbotschaft schöpferisch formuliert wird, wie sie von heutigen Menschen und von anderen Völkern verstanden werden kann.

All das kann man natürlich nicht von einem Weltkatechismus erwarten; es muß den Verfassern der regionalen Katechismen überlassen bleiben. Aber die Dynamik der christlichen Botschaft müßte im Text spürbar sein, die existentielle Dringlichkeit, mit der Welt von heute ins Gespräch zu kommen.